

Krisenjahre auf dem Weg zur Selbstvergottung

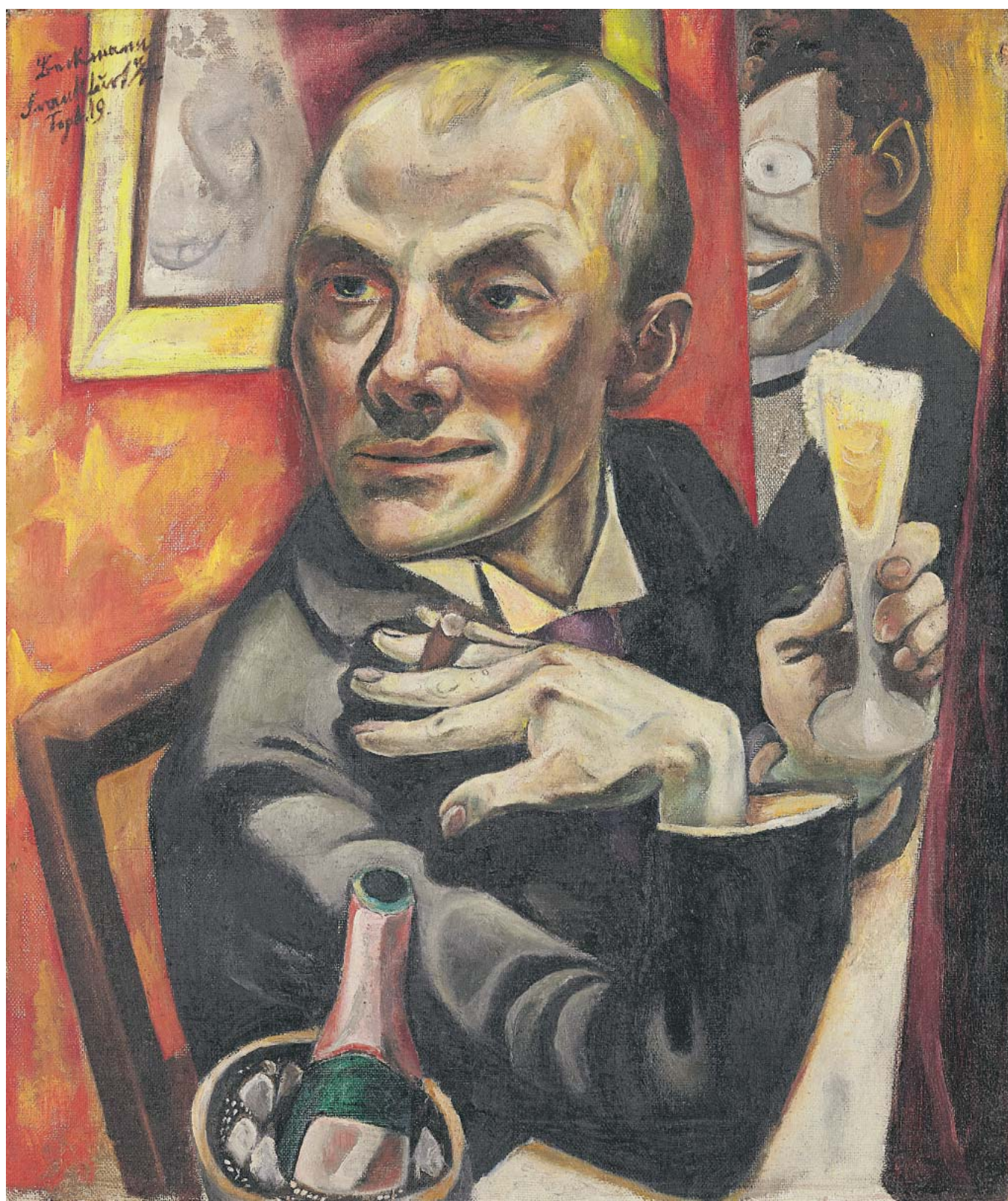
Eine Ausstellung in der Berlinischen Galerie entdeckt Max Beckmann als Maler des hauptstädtischen Lebens

Im Alter von zweiundzwanzig Jahren vollzieht Max Beckmann einen entscheidenden Karriereschritt. Er rasiert sich den Bart ab. In seinem Selbstporträt von 1905, gemalt in seinem Atelier in Schöneberg, liegt noch blonder Flaum auf Kinn und Oberlippe, im „Selbstbildnis Florenz“, zwei Jahre später, ist schon das bekannte Beckmann-Gesicht zu sehen, kantig, frontal aus dem Bild schauend, und auch die Hand, fleischig, nervös, mit der Zigarette zwischen den Fingern. Es wird noch viele Hätungen geben im Werk des Malers, aber dies ist eine der wichtigsten. Beckmann, jetzt bartlos, wendet sich zum Publikum, sein Blick weicht nicht mehr aus. Auch das Format des Bildes streckt sich, gewinnt an Höhe, nimmt langsam Anlauf zum zwanzig Jahre später entstehenden „Selbstbildnis im Smoking“, das einen Malerkönig im Sonntagsstaat zeigt. Selbstvergottung ist ein Schlüsselbegriff für Beckmanns Kunstverständnis bis ins Exil. In Berlin, in den Jahren vor 1914, baut er sich die ersten Altäre.

Die Ausstellung, welche die Berlinische Galerie zur Feier ihres vierzigjährigen Bestehens dem Maler widmet, zieht keinen scharfen Strich zwischen den beiden durch zwei Jahrzehnte in Frankfurt getrennten Lebensphasen, die Max Beckmann in Berlin verbracht hat. Das ist gut so, denn Beckmann hat die Hauptstadt nie wirklich verlassen. Immer wieder fuhr er an die Spree, um sich mit seinem Kunsthändler Israel Ber Neumann, mit seinen Freunden Heinrich George und Alfred Kubin oder mit Ludwig Justi zu treffen, der die Galerie der Moderne im Kronprinzenpalais verwaltete, und zweimal, 1919 und 1922, brachte er von diesen Reisen lithographische Mappen mit.

Beide gehören zu seinen Hauptwerken. Besonders „Die Hölle“, der Zyklus von 1919, ist, wenn man das bei diesem Künstler sagen darf, in seiner Bedeutung noch nicht vollständig gewürdigt. Den Stricheleien von Grosz hat Beckmann die szenische Verdichtung, den Karikaturen von Dix die größere Lebensnähe voraus. Das Personal aus Schiefern, Krüppeln, Huren und Nabobs türmt sich bei ihm übereinander wie später die allegorischen Figuren auf seinen Triptychen. Aber die Inhalte sind noch unverschleierte. Auf dem „Martyrium“ wird Rosa Luxemburg ermordet, in „Hunger“ sitzt eine Proletarierfamilie um den leeren Tisch. Nur auf dem Schreckenstableau der „Nacht“ zeichnet sich bei aller Drastik schon der Verfremdungszauber ab, mit dem der späte Beckmann jede Gewalt ins Mythische entrückt.

Der junge Beckmann, Absolvent aus Weimar, reüssiert in Berlin auf Anhieb. Gleich mit seinem ersten Bild „Junge Männer am Meer“ gewinnt er ein Stipendium für Florenz (wo das Selbstporträt entsteht). Erst danach kommen die Krisen, das Ringen um einen malerischen Ausdruck, der innere und äußere Realität verbindet. Die Kuratorin Stefanie Heckmann hat Beckmanns Frühwerk mit verwandten Gemälden von Kirchner, Munch und Liebermann zusammenhängt. So kann man erkennen, wie weit seine Bildfindungen hinter der avancierten Kunst seiner Zeit zurückbleiben. Aber man sieht auch, was Künstler und Kritiker von Beginn an bei Beckmann faszinierte. Lie-



Auch in der Hölle könnte man gut leben: Max Beckmanns „Selbstbildnis mit Sektglas“ von 1919.

Foto VG Bild-Kunst, Bonn 2015

bermanns „Badende Jungen“ sind lebendiger als die Männerkörper auf Beckmanns Atelierbild. Wo aber der eine ein Stück Leben kopiert, malt der andere ein Seelenstück. Ein stilles Wüten brütet in diesem Strandidyll, vom finster geballten Horizont bis zu den Muskelschwellungen im Vordergrund. Noch jede Rezension der Vorkriegszeit hebt die Kraft hervor, die aus Beckmanns Bildern spricht. Diese Kraft wird ihn über die Jahre der Secession, den Malerstreit mit Franz Marc, den Einsatz als Kriegssanitäter und den folgenden Zusammenbruch hinwegtragen, bis er Mitte der zwanziger Jahre im Königreich seiner Kunst angekommen ist.

Ein Schlüsselwerk der ersten Berliner Phase ist die 1914 entstandene „Straße“. Noch einmal versucht Beckmann, das Leben der Großstadt mit den Mitteln des Spätimpressionismus einzufangen. Aber das Ergebnis genügt ihm nicht, das Bild bleibt im Atelier. Vierzehn Jahre später holt er es wieder hervor, zerschneidet es und lässt nur das linke Bildrittel übrig, auf dem er selbst mit seiner Frau Minna und seinem Sohn zu sehen ist. Von hier aus ist es in der Berliner Ausstellung ein Katzenprung bis zum „Leiermann“, den Beckmann, nun wieder in Berlin, zwei Jahre nach Hitlers Machtergreifung malte. Hier verschmilzt der Gestus der „Höl-

le“ mit Beckmanns introspektivem Blick zu einer neuen Form. Ein mythisches Ungeheuer mit Scherenhänden wütet im Hintergrund der Szene, während vorne, zwischen einem blonden Venus in Rückenansicht und einem schlafenden Harlekin, ein Jüngling in Hotel-Livree mit bösem Lächeln seine Leier dreht. Die Stimmung einer Endzeit spricht aus diesem Bild. Damals, vor seiner Flucht nach Holland, wohnte Beckmann in einer Wohnung im Tiergartenviertel. Das Haus existiert nicht mehr. Wie die Stadt, von der die Bilder erzählen.

ANDREAS KILB
Max Beckmann und Berlin. Berlinische Galerie, bis 15. Februar 2016. Der Katalog kostet 34,80 Euro.

Die Schweiz hat das bessere Ende für sich

Was fällt Lukas Bärfuss eigentlich ein, so über sein Land herzuziehen? / Von Michael A. Gotthelf

Ein großes Jammern und Klagen hat das linke Spektrum der Geistesarbeiter in der Schweiz ergriffen. Im Vorgriff auf den sich abzeichnenden Wahlsieg der Liberalen und Rechtskonservativen, die erstmals seit Jahrzehnten im Nationalrat (der dem amerikanischen Repräsentantenhaus vergleichbaren Kammer), nicht aber im Ständerat (vergleichbar dem amerikanischen Senat) über eine knappe Mehrheit verfügen, hatte der Schweizer Schriftsteller Lukas Bärfuss einen Angriff auf Gesellschaft, Politik und Medien in der Schweiz gestartet (F.A.Z. vom 15. Oktober).

Diskret hat Raphael Gross, der Bärfuss in vielem beipflichtete (F.A.Z. vom 21. Oktober), dessen ökonomischer Analyse der Schweiz als eines wachstumsschwachen Wirtschaftsranks widersprochen und ihr eine glänzende Verfassung bescheinigt. Bei einer Arbeitslosenrate von gut drei Prozent – die EU-Rate liegt bei elf – und trotz eines starken Frankens, der diese Stärke reflektiert, ist dies auch schwer zu leugnen. Gleiches gilt für das Lohnniveau, das eines der höchsten der Welt ist. Wer es nicht glaubt, sollte einmal „grassroot research“ betreiben und die große Anzahl der Deutschen befragen, die sich angesichts der bescheidenen Jobaussichten in ihrem Heimatland in die Schweiz aufgemacht haben.

Ökonomische Sachkenntnis kann man Bärfuss also nicht vorwerfen. Widmen wir uns der Medienschelte. Da werden zu nächst die „Neue Zürcher Zeitung“ und ihr zukünftiger Feuilleton-Chef, der sein Amt allerdings erst im nächsten Jahr antritt, schon einmal prophylaktisch attackiert – mit ähnlicher Kompetenz, mit der zuvor die Wirtschaftsfragen behandelt wurden. Bärfuss raunt von einer faschistischen Vergangenheit jener Zeitschrift, der René Scheu heute vorsteht. Was das mit ihr heute zu tun hat und was mit den Fähigkeiten des Journalisten, bleibt offen. Nach dieser Abrechnung mit den Bürgerlichen gibt Bärfuss dann auch dem linkslibe-

ralen Lager einen mit. Der in seinem Profil an die „Süddeutsche Zeitung“ erinnernde „Tages-Anzeiger“ wird ebenso wie das öffentlich-rechtliche Fernsehen, dem der ehemalige „Zeit“-Chefredakteur Roger de Weck vorsteht, als „verwirrt“ und „feige“ bezeichnet. Verwirrt scheint indes die politische Analyse des Schriftstellers. Es wird beklagt, dass die Schweiz „plötzlich als Zwerg behandelt wird“ und „ein guter Teil der eidgenössischen Verwaltung damit beschäftigt ist, Gesetze nachzuzuziehen, die nicht in Bern, sondern in Brüssel oder New York erlassen wurden“. Das könnte so wörtlich im Wahlprogramm der rechtskonservativen Schweizer Volkspartei (SVP) stehen, die mit solchen Parolen erfolgreich ihren Wahlkampf bestritten hat.

Dabei ist die SVP, deren Spiritus Rector Blocher einmal die CSU von Franz Josef Strauß als seine Vorbilder bezeichnet hat, doch der Lieblingsfeind sowohl von Bärfuss als auch von Gross. Und Bärfuss versucht auch sogleich, sie in die nationalsozialistische Ecke zu stellen, ebenso, wie er dem Schweizer Fernsehen zwischen den Zeilen eine gewisse Toleranz bei antisemitischen Attacken unterstellt. Die Instrumentalisierung der Leiden eines Großteils der europäischen Bevölkerung unter dem NS-Regime zur Disqualifizierung des politischen Gegners sollte man tunlichst vermeiden. Das haben wir uns in Deutschland glücklicherweise weitgehend angewöhnt und sollten es jetzt nicht via Schweiz wieder einführen.

Dabei bietet die SVP genügend andere Angriffsflächen: Sie geriert sich als Partei der freien Marktwirtschaft und antietatistisch. Gleichzeitig verteilt sie Staatssubventionen an ihre Wählerklientel, allen voran an die Bauern, und will den Militärhaushalt aufstocken. (Wer will die Schweiz militärisch attackieren?) Und das sind nur einige Widersprüche in Theorie und Praxis der größten Schweizer Partei, die aufgrund solcher unvereinbarer Positionen programmatisch tief gespalten ist.

Bei seiner Verteidigung des politischen Systems der Schweiz und ihrer demokratischen Institutionen muss man Roger Köppl (F.A.Z. vom 17. Oktober) allerdings zustimmen. Nur weil einem hin und wieder das Abstimmungsergebnis nicht passt, gleich wesentliche Teile des Schweizer Modells in dessen Mischung aus parlamentarischer Repräsentation und direkter Demokratie abschaffen zu wollen schießt über das Ziel hinaus. Während Bärfuss gleich das ganze Schweizer System inklusive seiner Medien, Politiker und auch Bürger für vom Wahnsinn befallen erklärt und es wohl gerne in der Europäischen Union auflösen würde, möchte Gross „nur“ die direkte Demokratie abschaffen, „damit sie sich nicht selbst gefährdet“.

Wie auch immer, dem Bürger und Volkssouverän ist nicht mehr zu trauen, deshalb müssen seine Einflussmöglichkeiten beschränkt werden. Er ist leicht von Populisten verführbar und muss deshalb zu seinem eigenen Schutz an die Hand genommen und geführt werden – wenn man sich, frei nach Brecht, schon kein neues Volk wählen kann. Wohin die Kritiker der direkten Demokratie wollen, ist klar: Als Vorbild schweben ihnen das System und die Politik Frankreichs und Deutschlands vor. Dort gibt es keine direkte Demokratie, und auch das föderale System ist unterentwickelt, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß. Beides dient dazu, den Bürger nicht mit Entscheidungen zu belasten, von denen er nichts versteht und die er womöglich falsch fallen würde.

Die Wirklichkeit sieht anders aus: Die Schweiz ist nicht den beiden Ideologien des zwanzigsten Jahrhunderts, dem Kommunismus und dem Nationalsozialismus, die Millionen Tote und versklavte Völker hinterließen, verfallen. Im 21. Jahrhundert hält man sich bisher vornehm bei den politischen Großprojekten der Nachbarländer zurück. Wer will es den Schweizern verdenken? Die undurchdachte Einführung des Euros ohne gemeinsame Wirt-

schafts- und eine solide Finanzpolitik, ein Projekt der beiden größten europäischen Länder, hat zu einer Währungskrise geführt, deren Ende nicht absehbar ist. Dem französischen Präsidenten ist es mit seiner Wirtschaftspolitik gelungen, Frankreich in kürzester Frist auf das Niveau der mediterranen Länder zu drücken.

Die deutsche Bundeskanzlerin stürzt derzeit die EU in eine Flüchtlingspolitik mit ungewissem Ausgang. Fest steht jetzt allerdings schon, dass die Belastungen der deutschen Sozialsysteme an ihre Grenzen und womöglich darüber hinaus führen werden, dass die Arbeitslosigkeit steigen und soziale Unruhen zunehmen werden. Die Rechtsradikalen sind in den meisten Ländern auf dem Vormarsch. Ist das der Leistungsausweis eines dem Mischsystem der direkten und parlamentarischen Demokratie überlegenen Modells, bei dem politische Eliten für die richtigen Entscheidungen treffen? Wer will freiwillig in einen solchen Club? Da scheint doch die Schweiz, trotz bizarrer Einzelentscheidungen wie des Minarettverbots, das bessere Ende für sich zu haben.

Zumal das Schweizer Modell auch Korrekturen von Fehlentwicklungen zulässt. Das jüngste Beispiel hierfür dürfte das von vielen beklagte Ende einer Schweizer EU-Anbindung durch die bilateralen Verträge nach der Abstimmung vom Februar 2014 über die Begrenzung der Zuwanderung in die Schweiz werden. Sollte die neue Regierung auf dem Verhandlungswege mit Brüssel keine Einigung über den Fortbestand der bilateralen Verträge erzielen, wird es eine Volksabstimmung darüber geben. Die Befürworter einer solchen Abstimmung mit dem Ziel des Festhaltens am gegenwärtigen Stand der Beziehungen mit der EU haben die nötigen Unterschriften dazu in Bern deponiert und rechnen damit, dass es eine klare Mehrheit hierfür geben wird.

Michael A. Gotthelf ist Gründer und Vorsitzender der Frank-Schirmacher-Stiftung in Zürich und der Ludwig-Börne-Stiftung in seinem Geburtsort Frankfurt am Main.

Vor Tische las man's anders

Alles nur ein Missverständnis? Der syrische Lyriker Adonis, den man mit dem Remarque-Preis hinhält, wagt sich auf dem Münchner Literaturfest aus der Deckung.

Flüchtlings- und Fluchtgeschichten: Als die Verantwortlichen vor gut zwölf Monaten diesen Schwerpunkt für das Literaturfest München setzten, konnten sie nicht ahnen, wie dringlich dieses Thema heute sein würde. Aber nicht nur der Gegenstand, auch die Besetzung des Podiums war bei der Eröffnung im Münchner Gastgebäude am Mittwochabend durchaus brisant: Der aus Syrien stammende und in Paris lebende Dichter Adonis diskutierte mit dem Schriftsteller Albert Ostermaier, der diesmal die Programmreihe „forum:autoren“ gestaltet hat, sowie mit Johannes Ebert, dem Generalsekretär des Goethe-Instituts, der den Platz des verhinderten Außenministers Frank-Walter Steinmeier einnahm.

Der Moderator des Abends, Stefan Weidner, hat sich von dem Umstand, dass er der deutsche Übersetzer von Adonis' Lyrik ist, nicht den Schneid abkaufen lassen. So gehörte er zu den Kritikern der weithin umstrittenen Entscheidung der Stadt Osnabrück, Adonis den diesjährigen Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis zu verleihen. Dem Dichter wurde vorgeworfen, sich nicht deutlich genug vom Regime Baschar al Assad zu distanzieren, gar auf dessen Seite zu stehen (F.A.Z. vom 19. September). Inzwischen wurde die Preisverleihung, die eigentlich am heutigen Freitag hätte stattfinden sollen, aufs Frühjahr verschoben.

In München vernahm man nun andere Töne von Adonis. Sei es der hartnäckig andauernden Kritik geschuldet oder der seit den Pariser Anschlägen dramatisch veränderten Situation – im persönlichen Gespräch nach der Veranstaltung jedenfalls distanzierte sich der Dichter nun ganz deutlich von Assad und dessen Regime. Auf dem Podium waren seine Worte noch etwas vager und teilweise sogar unübersichtlich gewesen, was jedoch auch an der simultanen Übersetzung aus dem Arabischen ins Deutsche gelegen haben mag.

Weidner formulierte in der Diskussion Fragen, die sowohl über dem Programm des Literaturfests als auch über der Friedenspreis-Debatte der vergangenen Wochen schweben: Kann Literatur Gefahr laufen, sich zu sehr in Politik zu verstricken? Wie politisch, wie engagiert soll Literatur sein? Albert Ostermaier plädierte für einen differenzierten Begriff politischer Literatur: präzise in ihrer Wahrnehmung und zu einer eigenen Haltung ermutigend. Mög-

licherweise so wie Jenny Erpenbecks Roman „Gehen, ging, gegangen“ – einer der Texte, aus denen Wiebke Puls und Gert Heidenreich Auszüge vortrugen: „Das einzige, was der Senat für die Männer, die von jetzt an eigentlich überhaupt nicht mehr da sein dürften, noch immer bezahlt, ist der Deutschunterricht. Vor knapp fünf Monaten, als sie im Altersheim untergebracht waren, haben die Männer begonnen: Gehen, ging, gegangen.“

Johannes Ebert sprach von der Möglichkeit der Literatur, Dinge darzustellen und nahezubringen, die vom Journalismus oder von dem eigenen Erfahren nicht erschlossen werden könnten. Auf dem Podium blieb es bei solchen und ähnlichen konsensfähigen Aussagen, weshalb sich die Brisanz von Thema und Konstellation in der Diskussion im Grunde nicht widerspiegelte. Möglicherweise wird sich das in den kommenden Tagen ändern, wenn etwa Navid Kermani und Najem Wali, die die Osnabrücker Entscheidung, Adonis den Remarque-Friedenspreis zu verleihen, ebenfalls kritisiert haben, in München auftreten werden.

Nach der Veranstaltung auf seine Kritiker angesprochen, reagierte Adonis heftig: Er zog ein arabisches Buch aus der Tasche, das Aufsätze aus dem Jahr 1969 ent-

ANZEIGE

Silberhirsch & Wunderprunk

Das Victoria & Albert Museum
zu Gast in der Kunstkammer Würth
18. Mai 2015 bis 10. Januar 2016

Kunsthalle Würth Schwäbisch Hall
Täglich 10 bis 18 Uhr, Eintritt frei

www.kunst.wuerth.com

hält, in denen er jegliche Gründung von Politik auf Religion ablehnt. Seinen Kritikern wirft er vor, weder diese Schriften noch ein auf Französisch erschienenes Buch über den Arabischen Frühling zu kennen: „Sie verurteilen mich, ohne mich gelesen zu haben.“ Der Fünfundachtzigjährige geriet in Rage, besonders als die Sprache auf Assad kam: Er sei entschieden gegen das syrische Regime, doch genüge es seiner Ansicht nach nicht, nur militärisch durchzugreifen – weder gegen das Assad-Regime noch gegen die Terroristen. Europa müsse seinen Standpunkt gänzlich überdenken, die diplomatischen Beziehungen zu Staaten wie Saudi-Arabien und Qatar beenden und ernsthaft versuchen, die arabische Welt zu verstehen.

Die Frage, was Literatur und Poesie zu allem beitragen können, wird während der kommenden Wochen in München sicher wiederholt aufkommen. Schade, dass Adonis seine klaren Worte nur hinter den Kulissen fand. SASKIA MÜLLER

Herrscher über die Stimmen

Dem Komponisten Clytus Gottwald zum Neunzigsten

In der österreichischen Kirchenmusik gibt es einen Begriff, den man auch als austriakischen Schmah auffassen kann: „Regenschori“. Doch mit Regen hat das nichts zu tun. Ein „regenschori“ ist der Chorleiter, Herrscher über die Stimmen. Anders als die technisch-kompositorischer Entwicklung unterworfenen Instrumentalmusik blieb sich die menschliche Stimme über Jahrhunderte hinweg mehr oder weniger gleich, was vielleicht erklärt, warum Chormusik bis heute oft rückständig wirkt, entweder für cäcilianischen Balsam einsteht oder für neobarocke Dürre, Weihrauch oder Gewerke.

Von diesem Nimbus hat einer die Vokalmusik des zwanzigsten Jahrhunderts gründlich befreit: Clytus Gottwald, 1925 in Salzbrunn in Schlesien geboren, Komponist, Musikwissenschaftler, Kirchenmusiker. Als Kantor an der evangelischen

Luftmillionen

Vergleich im Achenbach-Prozess?

24 Millionen, 19,4 Millionen oder 15 Millionen Euro: das ist ja wohl ein Unterschied! Im Fall des wegen Betrugs verurteilten Düsseldorf Kunstberaters Helge Achenbach nicht. Der Schaden, dessen Ersatz das Gericht angeordnet hatte, beträgt 19,4 Millionen, die Familie des Aldi-Erben Berthold Albrecht beziffert ihn auf 24 Millionen, und nun prüfen die Anwälte beider Seiten, erklärten sie gestern in der Berufungsverhandlung am Oberlandesgericht Düsseldorf, einen Vergleich in Höhe von „nur“ 15 Millionen Euro. Am Ende dürfte es auf weniger hinauslaufen. Denn angesichts der wirtschaftlichen Situation Achenbachs werde, so der Anwalt der Aldi-Familie, der „effektiv fließende Betrag“ noch niedriger liegen. Die Kunstsammlung aus Achenbachs Firmenbestand wurde unter Aufsicht des Insolvenzverwalters für rund 7,5 Millionen Euro versteigert. aro.

Pauluskirche in Stuttgart gründete er 1960 ein neues Ensemble aus sechzehn bis achtzehn Solostimmen, die Schola cantorum, mit der er dreißig Jahre lang ungeahnt neue Möglichkeiten des Komponierens für Stimme erschloss. Schola cantorum, das klingt nach Mittelalter, Chorlastik, Bauhütte – einer Kunst fernab aller subjektivistischen Moderne. Gottwald promovierte über den niederländischen Komponisten Johannes Ghiselin, er gilt als Kenner der frankoflämischen Vokalphonie des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Daneben aber hat er als Avantgardepionier mit seinem Ensemble mehr als achtzig Ur- und Erstaufführungen neuer Vokalmusik angeregt und durchgeführt. Lust am exzentrischen Ausloten der Grenzbereiche zwischen Sprache und Musik gehörte zum Kammermusik-Ideal seiner Schola dazu. Dass sie, zum Beispiel, Helmut Lachenmanns „Consolations“ uraufführte, war Manifest. Auch berückend seraphisch hat die Schola gesungen, György Ligetis „Lux aeterna“ lebt davon, ebenso einiges von Luigi Nono. Und asketisch ging es ganz und gar nicht zu, bis hin zu Steve Reichs „Tehillim“, den szenischen Aktionen bei John Cages „Song Books“, dem burlesken Anatomie-Theater in Mauricio Kagels „Hallelujah“-Film und der Tierstimmen-Würdigung in Schnebels „Deutscher Messe“. Vielleicht ist diese Mischung aus ungebildetem Experiment und protestantischer Disziplin so nur in Stuttgart mit seiner pietistischen Tradition von Zweifel und Antiegränpere möglich gewesen.

1990 beschloss Gottwald, die Schola aufzulösen. Er verlegte sich wieder stärker aufs Komponieren, hat Klavierlieder geschrieben und Orchesterstücke für Stimmen umgesetzt, wobei er mehr und mehr das neunzehnte Jahrhundert für sich entdeckte. Nicht zu vergessen seine musikphilosophischen Diskurse: „Hallelujah“ und die Theorie des kommunikativen Handelns sowie „Neue Musik als spekulative Theologie“. Heute wird Clytus Gottwald neunzig Jahre alt. GERHARD R. KOCH